und seine Gattin Volumnia mit ihren beiden noch kleinen Söhnen und begleitet von vielen römischen Frauen, auf, um zu sehen, was sie mit dem bisher Unerbittlichen ausrichten würden. Sobald sie dem Lager nahe waren, ward dem Coriolan gemeldet, daß eine Menge Frauen angekommen seien. Allein er nahm sich vor, auch bei den Tränen der Frauen ungerührt zu bleiben. Da erblickte er seine alte Mutter Veturia, stand von seinem Platz auf und eilte auf sie zu. — „Sage mir“, redete ihn diese an, „bin ich zu einem Feinde oder zu meinem Sohn gekommen? Mußte ich so lange leben, um das Unglück in meinem Alter zu haben, Dich erst aus Rom verwiesen und dann als dessen Feind zu sehen? Wäre ich nicht Mutter geworden, so würde Rom jetzt nicht belagert; hätte ich keinen Sohn, so könnte ich frei unter einem freien Volke sterben. Ich bitte Dich, Rom zu retten und die Streitigkeiten auf immer einzustellen.“ — Coriolan umarmte seine Mutter, seine Frau und die Knaben aufs zärtlichste und sprach dann: „Rom hast Du gerettet, Mutter, aber Dein Sohn ist verloren!“ Dann ließ er das Zeichen zum Rückzug geben. Die Nachrichten über Coriolans Ende lauten verschieden. Nach einigen soll er von den Volskern erschlagen worden sein, weil er die Belagerung aufgehoben hatte, nach anderen soll er ein hohes Alter erreicht und sein Exil oft beklagt haben.

Schutzmann Piefke und der Verbrecher

Der Polizeikommissar schnauzte den Schutzmann Piefke an: „Wie war das mit dem Verbrecher, den sie durch die Stadt nach dem Gefängnis führen sollten? Wo ist der Mann geblieben? Erstatten Sie Rapport!“

Schutzmann Piefke, der wohl seine Uniform ausfüllte, auch einen großen Schnurrbart, aber nur einen kleinen Verstand hatte, begann:

„Jawohl, Herr Kommissar, ich will Rapport erstatten. Also — wie ich mit dem Verbrecher durch die Stadt gehe, da kommen wir an einem Bäckerladen vorbei. Da sagt der Verbrecher zu mir: „Herr Schutzmann“, sagt er, hat er gesagt, „kann ich mir ein Brötchen kaufen?“

„Ja“, sage ich, „aber machen Sie nich so lange!“

Da ging der Verbrecher in den Bäckerladen, und ich wartete draußen. Weil es aber zu lange dauerte, ging ich auch in den Bäckerladen, da war aber kein Verbrecher mehr. „War hier kein Verbrecher?“ fragte ich das Fräulein. „Ja,“ sagt sie, „der ist soeben zur Hintertür rausgegangen.“

Ich — flink, wie ich bin, auch zur Hintertür raus und habe ihn gerade noch erwischt. Wie ich nun weiter mit ihm durch die Stadt gehe, da kommen wir an einem Fleischerladen vorbei. Da sagt der Verbrecher zu mir: „Herr Schutzmann“, sagt er, „kann ich mir ein Stück Wurst kaufen?“ hat er gesagt.

„Ja,“ sage ich, „aber machen Sie nich so lange!“

Da ging der Verbrecher zur Vordertür hinein. Ich bin doch aber schlau — und so stellte ich mich gleich an die Hintertür und denke, du sollst mir diesmal nicht entwischen. Da es aber wieder so lange dauerte, ging ich auch in den Fleischerladen, da war aber kein Verbrecher mehr. „War denn hier kein Verbrecher?“ frage ich den Fleischer. „Ja“, sagt der Fleischer, „er ist soeben zur Vordertür rausgegangen.“

Ich zur Vordertür raus — und kriege ihn auch gerade zu packen, als er sich aus dem Staube machen will. Wie wir nun weiter durch die Stadt gehen, kommen wir an einen Butter- und Käseladen vorbei. Da sagt der Verbrecher zu mir: „Herr Schutzmann,“ sagt er, hat er gesagt, „kann ich mir ein Stück Butter und einen Käse kaufen?“

„Ja,“ sage ich, habe ich gesagt, „aber diesmal bin ich nich so dumm, diesmal gehe ich hinein, und Sie warten hier draußen. Verstanden?“

Und ich ging in den Laden, und als ich mit der Butter und dem Käse in der Hand rauskam — da war der Verbrecher verschwunden.“

H. H.

Dies und Das.

Laß dich nicht durch Schicksalsschläge niederbeugen! Keinem im Leben bleiben Sorgen erspart. Sie treffen einen jeden von uns. Den einen früh, den andern spät. Man darf sich aber durch schwere Lebenskämpfe nicht mutlos machen lassen. Dann verliert man Ruhe und Ueberlegung, die beide heutzutage für unser vielseitig sich abspielendes Leben unbedingt erforderlich sind. Daher fasse man niemals in der Hast oder im Zorne einen Entschluß! Auch soll man nicht einer unangenehmen Sache feig aus dem Wege gehen. Das heißt sie verschlimmern. Die Lebenskämpfe sollen uns unbeugsam machen. Sie sollen Geist und Körper stählen, damit wir Schicksalsschlägen eine harte Stirn bieten können. Wir alle haben unser Kreuz zu tragen. Man muß es nur richtig zu tragen lernen, dann wird die drückende Last allmählich leichter. Denn die Zeit wird dabei zur heimlichen Trösterin. Auch nach schweren Schicksalsstunden kommt wieder Sonnenschein ins Haus. Darum halte einem jeden die Hoffnung auf bessere Zeiten aufrecht! Schweres Leid läßt sich am ehesten durch fleißige Arbeit bekämpfen. Und in der Arbeit ruht des Segens Preis, der uns dann nach trüben Tagen die Welt wieder im Sonnenglanze erstrahlen läßt.

M. M.

Gedanken über „Sie“.

Liebesgeschichte.

Man muß im Leben öfters sich bequemen,
Die Hälfte für das Ganze anzunehmen;
So ging's dem Hans beim Kirchweihtanz:
Zwei blauen Augen wollte nach er jagen —
Ein blaues Aug' hat er davon getragen. R.

Die Vielumschwärmte.

Lieb, in deinem kleinen Herzen
Möcht ich nicht begraben sein,
Denn wie Ruhe finden, wo so
Viele gehen aus und ein?

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 18: Bilderrätsel.



Nr. 19: Rätsel Zeitenwandel.

Einst besuchte Großpapa die Kinder
Nur mit einem einzigen Zylinder.
Heut kommt er zu seinen Kindern
Mindestens mit sechs Zylindern.

Nr. 20: Besuchskarten-Rätsel.

L. T. Senden
Haag

Wer wissen will, welchen Beruf dieser fremde Herr ausführt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen. Bei richtiger Umstellung ergibt sich eine mit „H“ beginnende Berufsbezeichnung.

Auflösungen aus Nr. 10 und 11.

Nr. 15. Bilderrätsel: Vergib dir nichts, den andern viel!

Nr. 16. Scherzrätsel: 1. Die Lampe geht aus, wenn sie nicht geputzt ist, das junge Mädchen geht aus, wenn es geputzt ist. 2. Keiner, beide wissen, wenn sie von den Menschen fortgehen, genau, was ihnen fehlt. 3. Spitzbube. 4. N. 5. Ein Pfund, denn er hat vier Viertel.

Nr. 17. Vexierbild: Man stelle das Bild auf den Kopf. Strauch und Baum bilden den Jungen.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 12 · Sonntag, den 22. März · Jahrgang 1925

März

Ueber die Felder ein Singen geht:
„Frühling will Einzug halten!“
Und mit dem Wind, der von Süden weht,
Tönt's wie ein schüchternes Morgengebet:
„Segne das neue Entfalten!“

Leise knistert der letzte Schnee,
Bäche rauschen und schäumen;
Würziger Erdgeruch quillt in die Höh',
Neues Leben, wohin ich seh' —
Ach, wie lang war das Träumen!

Hellgrün flammt's schon den Bach entlang
Klarblau leuchtet's von oben.
Hört ihr's? Jubelnder Lerchensang!
— Und die Veilchen am Wiesenhang
Haben die Köpfchen erhoben ...

Otto Promber.

Eine unheimliche Nacht.

Von Hektor Malot. Deutsch von W. Thal.

Ich war nach Antwerpen gereist, um Quentin Messys „Grablegung Christi“ auf die Bestellung eines Pariser Sammlers zu kopieren. Eines Tages, als ich von der Oeffnung des Museums bis zum Einbruch der Dunkelheit bei der Arbeit gesessen, bekam ich Lust, mir die Beine ein bischen zu vertreten, und machte einen Spaziergang am Quai entlang. Es machte mir Vergnügen, den kräftigen, vlämischen Arbeitern zuzusehen, und ich verlor mich in dem Anblick der sich weit ausdehnenden Felder, die am Flusse außerhalb der Stadt liegen und in der untergehenden Sommersonne einen ganz herrlichen Eindruck machten. Dabei vergaß ich ganz nach der Uhr zu sehen, bis mich schließlich mein Magen daran erinnerte, daß es längst Essenszeit war. Nun wanderte ich am Flusse entlang zurück in mein Logis, das ganz in der Nähe des „Kanal des Brasseurs“ lag. Es war ein altes, eigentümliches Haus in einer alten Straße, wo es nach Stockfischen, Heringen und Teer roch.

Als ich nach Hause kam, sah ich, daß die Essenszeit längst vorbei war. Im Speisesaal saß nur ein einziger Mann, der ebenso wie ich zu spät gekommen war. Es wurde für uns beide zusammen gedeckt.

Während ich auf das erste Gericht losstürzte, das selbstverständlich kalt und von einer wenig einladenden, klebrigen Sauce begleitet war, begann ich meinen Tischnachbarn zu mustern, wie Maler es mit Vorliebe tun. Es war wirklich eine ganz interessante Gestalt. Er machte beinahe den Eindruck eines besseren Marktgauklers. Sein Gesicht war rotwangig und sonnenverbrannt, sein Haar ungepflegt, doch sein Blick fest und energisch.

Wir hatten noch keine fünf Minuten bei Tisch gesessen, da begann er zu plaudern, und nach Verlauf einer Viertelstunde unterhielten wir uns eifrig, als wären wir alte Bekannte. Ich erfuhr, daß er direkt von Indien nach Antwerpen gekommen war, um dem Zoologischen Garten eine große Sammlung tropischer Tiere zuzuführen: Panther, Tiger, Gazellen und Schlangen. Als er mir das mitteilte, fragte ich neugierig:

„Haben Sie die Tiere bei sich?“

„Ja, die vierbeinigen habe ich unten im Stall, in Käfige eingesperrt, doch die Schlangen liegen in meinem Zimmer; ach sie sind übrigens sehr unschädlich, sie liegen zusammengerollt hinter festen Schlössern in ihren Transportkisten.“

Es lief mir bereits etwas kalt über den Rücken.

„Bleiben Sie hier über Nacht?“

„Ja, das werde ich wohl.“

„Ja, aber ... wenn die Schlangen nun ausrücken?“

„Ach, die schlafen ja!“

„Ja, das heißt, mit offenen Augen!“

„Nun, das ist so ihre Manier. Uebrigens will ich Ihnen nur sagen, daß sie nicht immer so schrecklich sind, wie man gewöhnlich in Europa glaubt. Ich kenne da drüben ein junges Mädchen, das eine Brillenschlange eine ganze Nacht unter ihrem Kopfkissen liegen gehabt.“

„Wohl bekomms!“

„Sie hat nichts weiter bemerkt, als ein bischen Rascheln unterm Kissen. Als sie morgens nachsehen wollte, was es war, fand es die Schlange. Es war ein recht netter Kerl — sie hielt den Kopf hoch und warf ihr einen dankbaren Blick zu — übrigens ein niedliches Exemplar. Ich hab' ein paar Stück von der Sorte. Ich hab' auch ein paar famose Klapperschlangen, wenn Sie dafür Verwendung haben sollten. Sie sollten mit heruntergehen und sie sich ansehen; es ist schon der Mühe wert; sie haben nur eine Lunge, können ohne Flossen schwimmen und ohne Füße gehen. Außerdem haben sie 150 Rippen.“

„Ich danke Ihnen. Aber ich interessiere mich für Tiere mit einer Lunge und 150 Rippen nicht im geringsten.“

„Sie haben doch nicht etwa Angst vor ihnen?“

„Ja wohl, das habe ich! Und ehrlich gesprochen, sehe ich es für ganz unverantwortlich an, all' dieses Zeug bei zivilisierten Menschen herum zu schleppen; sie können doch entwischen.“

Ich verabschiedete mich kurz und ging auf mein Zimmer. Die Unterhaltung war mir unbehaglich geworden.

Langsam kleidete ich mich aus, während die Geschichten des Abends mir im Kopfe kribbelten und krabbelten. Ich untersuchte das Bett, die Gardinen und den Kleiderschrank genau und begann, meine gewöhnliche kalte Douche zu nehmen.

Plötzlich höre ich Geräusch im Nebenzimmer und eine Stimme rief: „Gute Nacht, Verehrtester ... ich höre, Sie sind noch nicht zu Bett gegangen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie eben so gut schlafen wie ich ... ich bin acht Tage in kein ordentliches Bett gekommen.“

Das war der Mann mit den Brillenschlangen. Mein erster Gedanke war mich wieder anzuziehen und mich nach einem andern Zimmer umzusehen. Doch es war nicht so amüsant, sich in ein Bett zu legen, das Hals über Kopf mit feuchten Laken hergerichtet war; außerdem war es auch nicht so leicht für mich, meine kindliche Furcht einzugestehen. Das war ja auch zu dumm, die Schlangen konnten doch nicht durch die Wand oder durch's Ofenrohr zu mir hereinkriechen. Ich faßte mir ein Herz, löschte das Licht und kroch in mein Bett, das am Ende des Zimmers stand und dem Aufenthaltsort der Schlangen entgegengesetzt lag.

Lange lag ich wach, ohne schlafen zu können. Ich warf mich hin und her und drehte mich mindestens hundertmal um bei dem Gedanken an die schreckliche Nachbarschaft. Unter der Tür, die die beiden Zimmer miteinander verband, drängte sich ein Lichtstrahl herein, und ich wartete ängstlich auf den Augenblick, da dieser Lichtstrahl verschwinden würde. Wenn mein Nachbar das Licht löschte, konnte er ja auf seine Gefangenen nicht mehr aufpassen; wahrscheinlich fiel er in einen bleiernen Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken war.

Der Lichtschein verschwand, und es wird still im Hause. Die Nacht war stockfinster.

Ich wollte einschlafen und konnte es nicht. Wie lange ich so lag, kann ich nicht sagen. Vielleicht eine Stunde, vielleicht auch zwei. Ich wurde aus diesem Zustand durch ein Geräusch gerissen, das mich aufstehen ließ und mir den Schlaf verscheuchte. Mit einem Blick sah ich, was es gab. Mein Schreck, meine Nachbarschaft, meine Unlust, zu Bett zu gehen, alle unheimlichen Geschichten des Abends standen mir plötzlich klar vor Augen. Vollständig wach, setzte ich mich im Bette auf und lauschte mit klopfendem Herzen.

Es war ein ganz ungewöhnlicher Laut, den ich vernahm. Ein schwaches, fast unhörbares Pfeifen, das manchmal ein

bis zwei Sekunden ganz verstummte, um sich dann kurz hintereinander zu wiederholen. Hier und da ein leiser Pfiff, dem wieder tiefe Stille folgte. Ich streckte schnell die Hand nach dem Tische aus, um die Streichhölzer zu ergreifen, konnte sie aber nicht finden. Ich hatte die Schachtel mit dem Licht auf dem Kamin stehen lassen. Jetzt hätte ich gern ein Vermögen für ein paar Streichhölzer gegeben. Mein Herz klopfte heftig, und mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in das Dunkel.

Es war finster, finster wie in einem Grabgewölbe. Die Laute wurden schwächer aber desto häufiger ließ sich jetzt ein eigentümliches Klatschen vernehmen. Ein wahnsinniger Schrei entrang sich meiner Kehle, und das Blut erstarrte einen Augenblick in meinen Adern: die Schlangen waren da!

In meiner Angst versuchte ich zu schreien; doch die Lungen versagten mir den Dienst. In Schweiß gebadet, sank ich, von Entsetzen gelähmt, ins Bett zurück.

Die scheußlichen Kriechtiere waren durch den Spalt in der Mitteltür hereingekommen, wo ich vorher einen zwei Finger breiten Lichtschein hatte hervorschimmern sehen. Die schrecklichen Laute kamen von den Bewegungen der Tiere, wenn sie über die Diele krochen oder sich erhoben und in sicherer Ahnung der erwarteten Beute vorwärts schoben. Ich konnte mir die leisen Töne aus der glatten Haut und dem all des Körpers auf der Diele erklären. Und plötzlich hatte ich das Gefühl, als wimmle es in meinem Bette von eiskalten, widerwärtigen Kriechtieren, die an meinem Körper entlang rutschten und meine Glieder umschlangen, während feuchte, klebrige Zungen mir ins Gesicht spieen. Ich befand mich buchstäblich wie im Todeskampf.

Doch meine Gedanken vermochte ich festzuhalten, so verwirrt ich auch war. Ich wußte, daß Kriechtiere, wenn sie nicht hungrig oder durstig sind, nur für eines Sinn haben, nämlich für Wärme. Diese versetzt sie in einen Zustand des Behagens, daß sie sich ganz ruhig verhalten und gar nicht daran denken, Schaden anzurichten. Mit verzweifelter Anstrengung erhob ich mich, ergriff meine wollene Schlafdecke und warf sie mitten auf die Erde. Wie ich lauschte! Was sie nun wohl tun würden! Ob ich es wohl hören und verstehen konnte? Ich spannte alle meine Gedanken an und hielt den Atem zurück.

So viel merkte ich aber doch, daß die Töne von diesem Augenblick an schwächer wurden und sich weniger häufig hören ließen. Die Schlangen waren sicherlich in der warmen Decke zur Ruhe gekommen.

Zuletzt hörte ich gar nichts mehr. Ich stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und gewann nach und nach wieder die Herrschaft über meinen Körper, den der Schreck gelähmt hatte. Ich war mir jetzt vollständig darüber klar, daß es mir vor Tagesanbruch völlig unmöglich war, aufzustehen oder nur die Füße auf die Erde zu setzen. Schon der Gedanke, ich könnte auf der Diele eine Schlange berühren oder treten, benahm mir den Mut. Daß ich mich nach dem Anbruch des Tages sehnte, ist nur ein schwacher Ausdruck für meinen Gemütszustand. Endlich sah ich an den Fenstern einen Lichtschein, doch er war so schwach, fast gespenstisch, daß nur der Scharfsinn der Angst ihn zu entdecken vermochte. Nach und nach wurde er aber stärker, und ich konnte nun die Fenster, die Schatten und Linien im Zimmer wahrnehmen, und auch die Möbel traten immer deutlicher hervor — doch wie sollte ich mich in dem Knäuel zurechtfinden, den meine Schlafdecke an der Erde bildete? Wie sollte ich mir Gewißheit verschaffen über die Ungetüme, die sich da unten an der Gardine im tiefen Schatten bewegten? Ach, wie jubelte ich auf, als das wohltuende Tageslicht zuletzt breit und voll durch die Fenster strahlte und die innere Ecke des Zimmers beleuchtete! Vom ersten Augenblicke an, da es hell zu werden begann, hatte ich auf die Decke gestarrt, so daß mich die Augen schmerzten; jetzt konnte ich deutlicher sehen. Die Decke war dünn und ausgebreitet auf die Diele gefallen, und keine Bewegung deutete darauf hin, daß sich etwas darunter befand. Sie lag sozusagen tot neben meinem Bett und darin sah ich nichts anderes als meine zerdrückten Bettkissen.

War alles nur eine Hallucination gewesen? Ich zog meine Morgenschuhe und meine Beinkleider an und sprang nun auf die Erde. Die Decke lag noch ebenso friedlich da und sah aus wie die reine Unschuld. Trotzdem ging ich mit großer Vorsicht zu Werke und hielt mich in der Nähe der Tür. Und als ich drei Schritte vorgetreten war, begriff ich das ganze Geheimnis.

Meine Waschschüssel, die mit Wasser gefüllt, an der Erde gestanden hatte, war das nasse Grab einer unschuldigen Maus geworden. Ihre verzweifelten Anstrengungen, herauszukommen, hatten mich geweckt; ihr Todeskampf, dieser langsame, tragische Tod hatte mich in dieses fürchterliche Grauen versetzt. Noch an demselben Tage zog ich in ein anderes Hotel.

Tochter und Vater.

Eine Skizze aus dem Schulleben von Albert Malden.

(Nachdruck verboten.)

Mitten in der ersten Unterrichtsstunde klopfte es an die Tür des Schulzimmers. Der Lehrer unterbrach sich und öffnete. Draußen stand ein Mann.

„Herr Lehrer, Sie haben mich rufen lassen. Ich komm' wegen meinem Mädel, der Steinhuber ..."

„Ja, lieber Herr Steinhuber", sagte der Lehrer. „Jetzt habe ich keine Zeit, es ist Unterricht — Sie lesen doch hier an der Tafel: Während des Unterrichtes ..."

„Ach, wegen dem bißl, was die Kinder da weniger lernen," fiel hier der Mann brummend ein.

Der Lehrer lächelte: „Es tut mir leid, Herr Steinhuber, auch wegen dem bischen darf ich mich nicht stören lassen. Bitte, kommen Sie morgen! Ich bin schon um halb acht Uhr hier. Also, bitte: morgen!"

Damit trat er wieder in das Klassenzimmer. Er war eigentlich froh, als sich die Tür hinter ihm schloß. Es war ihm draußen aus dem Munde des Mannes der widerliche Dunst gemeinen Fusels entgegengedrungen, gegen den ihm die Schulluft geradezu köstlich dünkte.

Am andern Morgen bekam er diesen Dunst abermals zu verkosten. Steinhuber erschien diesmal tatsächlich schon kurz nach halb acht Uhr in der Schule.

„Ich habe Sie," begann der Lehrer, „wegen Ihrer Tochter zu mir bitten lassen. Ich bin mit ihr gar nicht zufrieden."

„So! Na, Herr Lehrer, ich muß sagen: ich bin mit Ihnen auch net recht zufrieden. Sie haben mir das Mädel strafweis' schon zum zweitenmal eine Stund' länger in der Schul' b'halten. Das kann ich net dulden. Mein Weib braucht's Kind."

Der Lehrer hatte bei den Worten ein wenig die Brauen zusammengezogen. Aber im nächsten Augenblick glätteten sich seine Züge wieder. Er schrieb die ungebührlichen Worte der Wirkung des Fusels zu, welchem der Mann unverkennbar schon in der Frühstunde zugesprochen hatte. Gelassen entgegnete er:

„Es wird mir leid tun, Herr Steinhuber, wenn sich Ihr Mädchen nicht bessert, werde ich es doch wieder bestrafen müssen. Ihre Tochter schimpft und schlägt die anderen Schülerinnen. Vorgestern stieß sie eine Mitschülerin böswillig die Treppe hinab, Jeden Tag wird Klage über sie geführt. Sie sehen doch ein, daß ich da nicht ruhig zusehen kann?"

„Das schon, Herr Lehrer, — aber — ich hab' das auch gar net g'wußt."

„O, Sie werden vielleicht noch manches nicht wissen, lieber Steinhuber. Deshalb habe ich Sie auch zu mir bitten lassen. Ich will doch nur das Beste Ihres Mädchens. Sie kommt mir mit allerlei Unarten in die Schule. Vor ein paar Tagen brachte sie ein Fläschchen Branntwein mit, trank hier auf dem Gange daraus und ließ auch andere Kinder davon verkosten. Mir gegenüber gab sie vor, die Mutter habe sie beauftragt, den Branntwein zu holen, und sie habe ihn schon vor der Schulzeit gekauft. Sehen Sie, lieber Herr Steinhuber, davon wissen Sie gewiß auch nichts, daß Ihre Frau dem Kinde solch unschickliche Aufträge erteilt."

Der Mann senkte unter dem Blicke des Lehrers seine Augen zu Boden und entgegnete stockend: „Nein, Herr Lehrer — das — das hab' ich auch gar net g'wußt."

„Ich dachte mir's, Herr Steinhuber. Denn Sie sind ein kluger Mann, Sie haben in der Schule gelernt, daß geistige Getränke schädlich sind. Und nun gar dieser Gifttrank, der Branntwein! Sie wissen, was für Unheil der in der Welt anstiftet, wieviele er unglücklich macht, wie schwer er den Menschen an Leib und Seele schädigt. Sie würden sich gewiß hüten, Ihr Kind zu beauftragen, den Gifttrank zu holen und es auch nur bekannt damit zu machen. Sie wollen doch sicher nur das Beste Ihres Kindes?"

Wieder wich der Mann dem Blicke des Lehrers aus und kleinlaut versetzte er: „Ganz g'wiß, Herr Lehrer. Da is gar keine Frag' net. Ich hab' auch wirklich gar nichts g'wußt von dem allen."

„Deshalb mußte ich es Ihnen im Interesse Ihres Kindes sagen, lieber Herr Steinhuber. Sie sind überzeugt von den Gefahren, die der Branntwein für den Menschen birgt. Sie werden deshalb auch beredte Worte finden, Ihre Frau darüber zu belehren, daß sie das Kind schädigt, und Sie werden von jetzt an gewiß mehr auf das Kind achten."

„Ja, Herr Lehrer, ich werd' schon dazuschau'n, daß 's Mädel brav ist — und auf's and're auch. Ich werd' ihrs schon vorhalten — mein' Weib. Wie haben Sie gesagt, Herr Lehrer? — Ein Gifttrank ist's — und Leib und Seel' schädigt er — und g'fährlich — und Unglück bringt er! Ich werd' ihr das alles schon sagen — mein' Weib — und 's Mädel muß brav sein — ich werd' schon dazuschau'n, Herr Lehrer."

„Das bin ich nun überzeugt, Herr Steinhuber. Und wenn Sie Ihre Frau etwas ausführlicher belehren wollten — ich werde Ihnen durch das Kind eine Schrift über die Gefahren des Alkohols schicken — die können Sie zum Andenken behalten."

„Wenn ich bitten darf, Herr Lehrer — ich dank' schön dafür — und ich bitt': Sei'n S' nur recht strenge mit dem Mädel, und ich werd' schon schau'n, daß sie brav ist."

Mit einer gewissen Scheu ergriff der Mann die Hand, die ihm der Lehrer zum Gruße reichte. Der Trotz, die Auflehnung, die er anfangs bekundet hatte, waren von ihm und in seinem Wesen.

Der Lehrer ging wieder in das Schulzimmer. Stille gewichen. Es lag nun geradezu wie Demut in seinem Wort und in seinem Wesen.

Der Lehrer ging wieder in das Schulzimmer. Stille Befriedigung erfüllte ihn in diesem Augenblicke. Er glaubte nicht nur für das Wohl eines Kindes etwas getan zu haben, sondern auch für das eines Mannes aus dem Volke, ja vielleicht sogar für das Wohl einer ganzen Familie. Vielleicht daß er sich dabei einem allzu schönen Glauben hingab — vielleicht aber auch nicht. Es ist ja schon mancher Volksschullehrer in Wahrheit zu einem Lehrer des Volkes geworden.

Schiffbruch

Von Anton Schelle.

Nachdruck verboten.

„Feuer, Feuer! Hilfe, Hilfe!" Herzzerreißend tönen diese Jammerrufe durch die dunkle Nacht. Das Hinterdeck des Dampfers Alexander steht auf hoher See fernab der Küste in hellen Flammen.

Auf dem Vorderdeck drängen sich stoßend und schreiend die Reisenden an die Planken. Hier stehen Frauen mit zerzausten, wirren Haaren und halb angekleidet, denn das Feuersignal hat sie aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt: dort Kinder mit verweinten und verstörten Augen, die jammernd nach Vater oder Mutter rufen, und Männer, welche hilfesuchend ihre Blicke in die Ferne schweifen lassen, ob nicht am Horizont ein Dampfer sichtbar werde.

Raketen steigen auf, Schüsse dröhnen durch die Luft — allein umsonst — vergebens — kein Rettungsdampfer kommt in Sicht.

Hochaufgerichtet steht der Kapitän, Fernando Costa, ein Mann von hohem Wuchs und in den schönsten Jahren, auf der Kommandobrücke und blickt bald auf das Gewirr von Menschen zu seinen Füßen nieder, bald auf das Feuer, das in lichten Garben in die Höhe schlägt und verzehrend immer weiter um sich greift.

„Auf eure Posten, Söhne! Treibt die Menge von den Planken nach dem Bug! An die Arbeit! Es gilt ja unser aller Leben!"

So ruft er durch das Sprachrohr den Matrosen zu, und diese drängen nun die Massen wie eine Herde von Wahnsinnigen von der Brüstung weg. Alles Weinen, Schreien, Klagen ist vergebens und verstummt, als die Stimme des Kapitäns zum zweitenmal erschallt:

„Ruhe, Ruhe, Reisende! Man wird euch alle retten."

Das Feuer prasselt, krachend brechen Balken, bersten Wände und sinken zischend in die Flut.

„Cioppe!" ruft der Kapitän.

Der zweite Offizier tritt vor. „Sie befehlen, Sir?"

„Wie steht's?"

„Das Wasser steigt beständig."

„Wo ist es bis jetzt?"

„Bereits im Zwischendeck."

„Im Zwischendeck? Gott! Dann sind die Maschinen ..."

„Bereits unter Wasser und außer Tätigkeit."

„Und wir — verloren."

Die Züge des Kapitäns verfinstern sich. Was nun? Was nun beginnen?"

„Alle Mann auf Deck!"

Ein lauter, schriller Pfiff des zweiten Offiziers dringt durch die Räume, und zwei Minuten später stehen sämtliche Matrosen auf dem Verdeck. „Die Rettungsboote nieder!"

Die Ketten der Flaschenzüge rasseln, drei Boote platschen in das Wasser, daß der Schaum aufspritzt.

Noch immer steht der Kapitän auf seinem Posten; mit ruhigem, gestrengem Blick betrachtet er die Menge, die sich dicht geschlossen nach dem Verdeck wälzt.

„Ordnung, Ordnung! Zuerst die Kinder und die Frauen!" ruft Costa und lehnt sich über die Brüstung vor.

Doch alles drängt, nur auf sein eigenes Leben bedacht, der Rampenöffnung zu, und die Matrosen haben höchste Not, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Schnell und für die Reisenden dennoch langsam geht die Einschiffung vor sich.

Der Kapitän starrt unverwandten Auges auf die Menge, sein Blick schweift hurtig von einer Frau zur anderen, als ob er jemand suchte.

„Wo sie nur weilen mag?" lispelt er, da legt sich von hinten eine Hand auf seine Schulter. Er wendet sich nach rückwärts und blickt seiner lieben Gattin in die hellen Augen.

„Petronilla, verzeihe, daß ich mich nicht um dich gekümmert habe, ich durfte meinen Posten nicht verlassen; schnell, Teuerste, sonst ist es zu spät."

„Wozu zu spät?"

„Zur Rettung. Grüße mir die lieben Eltern und ..."

„Fernando? Du glaubst wohl, daß ich dich hier allein versinken lasse?"

„Bei Gott! Du wirst doch das Rettungsboot besteigen?"

„Ohne dich?"

„Mich hält die Pflicht zurück. Petronilla, schnell, der Dampfer sinkt."

Tief, fast schmerzlich, ruhen bei diesen Worten der Gattin Augensterne in Costas Augen. Tränen fließen über ihre Wangen und weinend sinkt sie ihrem Gatten in die Arme.

„Fernando," schluchzt sie, „ich schwor dir Treue bis zum Tode — ich bleib bei dir."

Etwas von der Kindesliebe

Der reiche Krösus, König von Lydien, hatte einen Sohn, der mit den vortrefflichsten Gaben des Leibes und der Seele ausgestattet war. Dabei schien es aber, als könne er kein Wort sprechen. Der Prinz war bereits erwachsen und noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Der bekümmerte Vater ließ alle Mittel anwenden, dieses Uebel zu beseitigen; aber die Kunst der Aerzte war bisher vergeblich gewesen.

Unterdessen war Krösus mit dem persischen König Cyrus einen schweren Krieg verwickelt worden, welcher für Krösus höchst unglücklich ausfiel. Sein Heer wurde geschlagen und er in seiner Hauptstadt Sardes, wohin er sich mit dem Reste seiner Truppen begeben, belagert. Die Stadt wurde endlich mit Sturm eingenommen. und der Feind drang in größter Wut herein. Hier geschah es nun, daß ein persischer Soldat im Gefecht an den König Krösus geriet und mit dem Säbel auf ihn, den er nicht kannte, losging. Der junge Prinz sah die Gefahr seines Vaters. Von Schreck ergriffen und von treuer Kindesliebe entflammt, machte er plötzlich so gewaltige Anstrengungen und Mundbewegungen, daß es schien, als habe er das Band, das seine Zunge gefesselt hielt, auf einmal zerrissen. Denn ehe noch der persische Soldat den tödlichen Hieb ausführen konnte, hatte der zitternde Prinz die Worte hervorgebracht: „Kerl, töte den Krösus nicht! Es ist der König!" Der Soldat erschrak und hielt ein. Der König wurde zwar gefangen, aber Cyrus schenkte ihm das Leben. Der Prinz, den die Kindesliebe zu einer gewaltigen Anstrengung seiner Sprachorgane gebracht hatte, konnte von nun an ganz vernehmlich sprechen.

In Rom lebte einst ein Mann, namens Cajus Marcius Coriolanus, der sich durch seinen Stolz und seine Härte gegen Geringere Mitbürger in hohem Grade verhaßt gemacht hatte. Es geschah daher, daß man ihn gänzlich aus der Stadt verbannte. Darüber erzürnt, begab er sich zu dem Volke der Volsker mit dem festen Vorsatze, sich an seinem Vaterlande zu rächen. Die Volsker nahmen ihn sehr gut auf und bewiesen ihm immer mehr Achtung. Diesen Umstand benutzte er, sie zu einem neuen Kriege gegen die Römer zu bewegen. Da der kriegsgeübte Coriolan ihr Feldherr war, so trugen sie auch allenthalben den Sieg davon. Nachdem sie schon viele Städte erobert hatten, gingen sie auf Rom los und belagerten es. Schrecken und Angst bemächtigten sich der Bürger. Man sandte Boten ins Lager, um mit Coriolanus über den Frieden zu verhandeln. Vergeblich! Der Feldherr war sehr erzürnt und die Rache ihm zu süß, als daß er sich hätte auf Friedensvorschläge einlassen können. Neue Abgesandte und selbst die Priester, die sich im Ornate und feierlichem Zuge ins Lager begaben, flehten vergeblich um Frieden. Schließlich machte sich Veturia, die greise Mutter des Coriolan,